

Migration

Im Reich der Schlepper

Zehntausende Afrikaner riskieren ihr Leben auf der Flucht nach Europa. Die Fahrt übers Meer kontrollieren ein paar wenige skrupellose Menschenschmuggler. Mit Geld sorgen sie an den Häfen Libyens dafür, dass ihnen niemand in die Quere kommt. **Von Alexander Bühler und Edouard Beau (Fotos), Zuwara**

Kamaras Tränen sind getrocknet. Der 23-Jährige aus Guinea rückt sich die Mütze zurecht, bindet die Schnürsenkel seiner Turnschuhe. Er sieht den libyschen Kommissar am abgeschabten Schreibtisch, er sieht den Polizisten, der seine Habseligkeiten eingeschlossen hat. Er sieht zwei andere Beamte in blauen Uniformhemden. Abzeichen tragen sie nicht, das Geld dafür fehlt. Sie unterhalten sich, sind unaufmerksam - da springt Kamara auf und rennt an ihnen vorbei. Zwei Sekunden lang herrscht Stille, dann eilen ihm die Polizisten hinterher. Von draussen dringt der Lärm von Hupen und Flüchen in die staubige Amtsstube herein.

Kamaras Flucht dauert zehn Minuten, dann bringen ihn die Polizeibeamten wieder in seine Zelle zurück; zu drei anderen jungen Afrikanern, von denen keiner sagt, er wolle nach Europa. «Das kennen wir schon», grummeln die Polizisten.

Sie kennen das, weil ihr Ort, Zuwara, für viele Migranten das Sprungbrett nach Europa ist. Wie unter dem Brennglas kommt hier alles zusammen: der Bürgerkrieg, der das Land in eine kaum überschaubare Vielzahl von Volksgruppen zersplittert hat und für komplettes

Chaos sorgt; die Nähe zu Europa und schliesslich günstige Meeresströmungen. Acht Stunden kann die Fahrt von hier bis zur italienischen Insel Lampedusa dauern - wenn alles glattgeht. Doch wenn der Bootsmotor den Geist aufgibt, wenn der Treibstoff ausgeht oder wenn der Mann am Steuerruder sich in der Himmelsrichtung verut, ist eine Katastrophe mit Hunderten Toten programmiert.

Zuwara ist ein staubiges Kaff an der libyschen Küste, 70 Kilometer entfernt von der tunesischen Grenze. 45 000 Menschen leben hier, die meisten Bewohner sind Amazigh, eine Ethnie, deren Fahne das Symbol eines Menschen zeigt, der sich am Wasser, in den Bergen und in der Wüste bewährt. Mühsam versuchen einige von ihnen, Olivenhaine oder Palmen zu bewirtschaften, und kämpfen so gegen die nahe Wüste an. Andere leben von den Gehältern, die die libysche Zentralbank gelegentlich auszahlt.

Die Amazigh haben sich der Regierung in Tripolis angeschlossen, sie lehnen die international anerkannte Parallelregierung in Tobruk ab. Eine Koalition, die Opfer fordert. Es finden Angriffe statt, eine der vielen Fronten ist nur noch 20 Kilometer von der Stadt entfernt. Immer wieder sind Pick-ups mit leichter Artillerie zu sehen, Kalaschnikows und Revolver.

Überall ragen die Gerippe von Rohbauten empor, hinter denen die Ruinen der Ghadhafi-Bauten verschwinden. Ab und zu sind Sirenen von Krankenwagen zu hören.

Gutes Geschäft für Fischer

«Zuwara hat eine lange Tradition im Menschenschmuggel», sagt der Fischer Hossein. Ein ruhiger Mann, der schon seit den achtziger Jahren das Meer kennt. «Erst fand das nur vereinzelt und sehr versteckt statt, dann übernahmen Ghadhafis Geheimdienste in den neunziger Jahren das Gewerbe und betrieben es professionell.» Sie hätten damit viel Geld gemacht, glaubt er. Tatsächlich gab es immer weniger Fischer, denn die Fischbestände nahmen ab, und der Verdienst ging zurück. Fünf bis sechs Männer seien nötig, um ein Fischerboot zu betreiben - und die Einnahmen aus der Fischerei hätten dafür einfach nicht genug abgeworfen, erklärt Hossein.

Dafür entdeckten die Seeleute eine andere Einnahmequelle: den Dieselschmuggel. Ein Liter kostet in Libyen etwa zehn Dirham, das sind rund 5 Rappen. In Tunesien dagegen sei der Preis fünfzehnmal höher. «Kein Wunder, dass die Tankstellen in Zuwara immer leer sind», meint er schmunzelnd. Viele würden riesige Tanks in ihre Schiffe einbauen, mit Diesel füllen und diesen dann auf hoher See an andere, ausländische Boote weiterverkaufen.

Wer das nicht tue, meint Hossein, widme sich dem Menschenschmuggel. Schliesslich sei das mindestens so einträglich. Ein elf Meter langes Boot für 300 Flüchtlinge koste, inklusive Motor, nur 15 000 libysche Dinar. Das sind etwa 7500 Franken. Die Migranten, von denen jeder umgerechnet 850 Franken zahle, würden am Strand in Schlauchboote geladen und dann zu Fischerbooten gebracht, die etwas weiter draussen auf dem Meer warteten und sie nach Italien brächten. Es ist ein Milliongengeschäft, das so sehr blüht, dass sich die Preise für Aussenbordmotoren glatt verdoppelt haben. Doch Hossein will davon nichts wissen, er ist gegen dieses menschenverachtende Geschäft. «Die Schmuggler führen die Migranten geradewegs in den Tod», sagt er.

Die EU versucht mühsam, eine Lösung zu finden, um weder die Schuld für ein Massensterben im Mittelmeer noch für ungeplante Einwanderung tragen zu müssen. Der Lösungsvorschlag der Kommissarin für Aussenbeziehungen, Federica Mogherini, lautet: die Flüchtlinge auf dem Meer retten und die Schmuggelboote danach gezielt versenken. Auf dem Papier klinge das ganz gut, meint Hossein. Doch würde die EU sich durchsetzen, würden die Schmuggler die Boote einfach aus dem benachbarten Tunesien und Ägypten importieren. Diese könnten ja mühelos ihren Besitzer auf hoher See wechseln. Und wenn diese Schiffe zur Neige gingen, könnte man die Werften reaktivieren, die zu Ghadhafis Zeiten gebaut wurden. Ein Boot zu bauen, daure nur ein paar Wochen.

Dubiose Geldströme

Maximal 25 bis 30 Schmuggler würden dieses Geschäft in Zuwara betreiben, betuern viele Amazigh. Im Grunde genommen sei die ganze Stadt dagegen. Als im letzten Jahr ein Boot mit 200 Flüchtlingen kenterte und fünf Menschen ertranken, habe eine tiefe Trauer die Stadt er-

fasst. Es sei zu Demonstrationen gekommen, Bilder dieser und anderer ertrunkener Flüchtlinge, unkenntliche, aufgedunsene Leichen, wurden der Öffentlichkeit präsentiert. Doch der Menschenhandel ist auch für viele Helfer der Schleuser ein rentables Geschäft. Dutzende verdienen jeden Monat 2000 Dollar, während ein normaler Tagesverdienst oft nur etwa 30 libysche Dinar - rund 15 Franken - beträgt. Die Aufgabe dieser Helfer: Sie verstecken die Flüchtlinge in Baracken ausserhalb der Stadt und versorgen sie mit Lebensmitteln.

«Wir haben gegen die illegale Immigration demonstriert, weil viele Amazigh auch Angst vor den eingeschleppten Krankheiten haben», erklärt Doktor Fahed, einer der Initiatoren der Proteste. Die Panik vor Ebola sei förmlich explodiert, meint er. Die Tuberkulose, die seit Jahrzehnten in Libyen verschwunden war, sei wieder auf dem Vormarsch. «Als im Stadtzentrum ein Schleuserlager voller illegaler Bangalen entdeckt wurde, schlugen die aufgebrachten Anwohner den Schmuggler halb tot!» Denn diese Migranten kämen ebenso wie Pakistaner aus einem Tuberkuloserisikogebiet. Wenn viele von ihnen auf engstem Raum zusammenlebten, könnten sich Krankheiten rasch ausbreiten - «und die Anwohner atmen ja die gleiche Luft ein!» Es sei ein winziger Teil der Bevölkerung, der den Schmuggel betreibe - und man wüsste auch genau, wer das sei. «Sie fuhren mit ihren nagelneuen, glänzenden Landcruisern um die Demonstration herum», erzählt Dr. Fahed. «Sie starrten uns an, weil sie einfach nicht begriffen, wogegen wir protestierten!»

Mittlerweile, sagt der Bürgermeister von Zuwara, würden die meisten Flüchtlinge von den Schmugglern auf dem Land rund um Zuwara versteckt. Wenn der Moment gekommen sei, würden sie nachts in kleinen Gruppen an den Strand gebracht. Wo genau das geschehe, sei ihm jedoch unbekannt. Schliesslich erstreckte sich das Gebiet der Amazigh ja entlang der Strände über einen 70 Kilometer langen Streifen. Er schüttelt den Kopf, vielleicht wisse die Küstenwache am Hafen mehr.

Der Hafen von Zuwara ist einer der bedeutendsten an diesem Küstenabschnitt. Von Betonwällen gut geschützt und nicht einzusehen. Mehrere Panzer stehen in der Nachbarschaft, wirken verrostet - doch vielleicht sind sie auch gefechtsbereit. Man darf ihnen nicht zu nahe kommen, sie könnten zu einer der zahlreichen Milizen gehören. Am Eingang des Hafens selbst fläzt eine Gruppe junger Männer im Schatten herum. Sie sind Teil einer Miliz, die nur hier agiert, nicht an der Front. Sie kontrollieren den Hafen - und alles, was auf dem Gelände geschieht.

Dutzende grosser Fischerboote liegen hier vor Anker. «Das sind alles ägyptische Boote mit ägyptischen Crews», meint der 48-jährige Adl Gfazz, ein Offizier der Küstenwache. Er kreuzt die Arme vor der Brust und wirkt angespannt. «In Zuwara selbst gibt es nur noch ganz wenige Fischer.» Neben ihm steht der Kommandant der Küstenwache, ein untergesetzter, etwas zu stämmiger junger Mann Mitte zwanzig mit goldgerahmter Sonnenbrille. Das Auto hinter ihm ist ein neuer Toyota Landcruiser, das Auto des doppelt so alten Offiziers ist ein verrosteter Kia ohne Wind-

schutzscheibe. Wie kann sich der junge Mann mit seinem schmalen Gehalt von einigen hundert Dinar im Monat ein 40 000 Dollar teures Gefährt leisten? Und wie kann die Hafen-Miliz es sich leisten, eine komplette Radiostation zu finanzieren? In Zuwara will niemand Näheres über diese Finanzströme wissen.

Schmuggler kaufen Flüchtlinge

Die Schmuggelbanden arbeiten nachts. Sie wickelten ihre Geschäfte schnell ab, meint Gfizr. Deswegen könne man kaum etwas gegen sie machen. Mit den zwei Schlauchbooten, welche die Küstenwache besitzt, könne man wenig ausrichten. Er räuspert sich. «Dieses Boot braucht 800 Liter Diesel», sagt er und weist auf ein Schlauchboot mit 12 Sitzplätzen. «Eine Patrouille kostet 300 Dinar. Ich zahle das aus meiner eigenen Tasche. Die Regierung in Tripolis gibt uns kein Geld dafür.» Die Schmuggler dagegen hätten alles. Die Boote, mit denen sie die Flüchtlinge nach Italien übersetzten, seien professionelle Fischerboote. Er weist auf das Boot neben sich, auf die Reihen von Booten hinter sich. «So wie die Sardinienboote, die hier im Hafen liegen.»

Gleich neben dem Hafen liegt der Schiffsfriedhof. Verrostete Metallkörper in der Brandung. Am Strand selbst Berge von austrocknendem Seetang - und Rucksäcke, Taschen, Schuhe, Frauen-, Männer- und Kinderkleidung voller Sand. Die Flüchtlinge mussten diese zurücklassen, für die Schmuggler war das nur zusätzliches Gewicht.

Nicht das Meer ist der Feind der Flüchtlinge. Es ist die Gleichgültigkeit der Menschen, die tötet. «Ich bin hier, um zu arbeiten», wiederholt Kamara auf der Polizeistation ein ums andere Mal. In seinem Gesicht wechselt sich Angst mit Trotz ab. Tränen fließen, der junge Mann fragt heiser flüsternd, wie er zu sich selbst, wer nun für seine Brüder sorgen soll. Er sei nach Libyen gegangen, um Geld zu verdienen, und nicht, um nach Europa weiterzureisen. Nun sitzt er schon nach einer Woche in einer Zelle der Fremdenpolizei.

«Als die Polizei mich verhaftete, war ich wie 60 andere Afrikaner auf dieser Kreuzung auf Arbeitssuche», sagt Kamara. «Und dass uns ein Polizeiauto mitnahm, ist ja nichts Ungewöhnliches - meine Freunde und ich haben ja auch an einer Polizeistation an der tunesischen Grenze mitgebaut.» Tatsächlich sind diese illegalen Einwanderer überall im Stadtbild zu sehen. Sie stehen an Strassenkreuzungen, suchen Gelegenheitsjobs. Doch für die Einheimischen sind die Arbeiter wie Gespenster - sie nehmen sie nicht mehr wahr. Sie sind ihnen völlig gleichgültig.

Kamara hat Angst: Er befürchtet, aus Rache für seinen Ausbruchversuch von den Wärtern geschlagen zu werden. Tatsächlich sind die libyschen Abschiebelager für die Brutalität ihrer Wächter zu Recht berüchtigt, wie Amnesty International in einem neuen Bericht vor wenigen Tagen mitteilte. An diesem Abend jedoch hat er ein bisschen Glück: Der Rote Halbmond hat von Kamaras Schicksal erfahren. Ärzte prüfen die Haftbedingungen von Kamara und seinen drei Freunden, geben ihnen zu essen und zu trinken, trösten sie.

Doch wie es morgen für Kamara und seine Freunde weitergeht, steht in den Sternen. Das Gericht in Zuwara wird sie wahrscheinlich ins

nächstgelegene Abschiebelager bringen lassen. Dort werden sie entweder freigelassen oder von Schleusern «gekauft»: Für ein Handgeld nehmen die Schmuggler sie dem Abschiebegefängnis ab und lassen ihre Angehörigen die Passage nach Europa zahlen. Das Geld muss im Voraus gezahlt werden - damit sie nicht auf dem Risiko sitzenbleiben, dass Kamara und seine Freunde ertrinken.